

Zeitschrift: Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung
Herausgeber: Pro Senectute Schweiz
Band: 74 (1996)
Heft: 12

Artikel: Ein Heim - kein Spital
Autor: Schütt, Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-725609>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Heim – kein Spital

Von Elisabeth Schütt

«Ein Heim – kein Spital», mit diesen lapidaren Worten unterschrieb der damalige zuständige Stadtrat von Bern 1965 die Abstimmungsvorlage für das geplante Krankenhaus Alexandra, das im ruhigen Stadtteil Elfenau den stetig wachsenden Mangel an Pflegeplätzen mildern sollte. Der Appell wurde verstanden und der Kredit von 5,5 Millionen Franken mit grosser Mehrheit bewilligt. Im Dezember 1965 war Baubeginn, und knapp zwei Jahre später konnten die ersten Patienten das Heim beziehen.

Eine wechselvolle Geschichte

Die Bauparzelle gehörte ursprünglich zum Elfenaugut, das von 1814 bis 1860 von der russischen Grossfürstin Anna Feodorowa bewohnt wurde. Sie gab dem Weg, der zum Gut führte, den Namen Alexandraweg, um ihre Schwägerin, die Gattin des russischen Zaren, zu ehren.

Jahre später war im Haus eine Mädchenabteilung des bürgerlichen Waisenhauses untergebracht, und 1938 übernahm die Stadt die Liegenschaft, konnte sie aber kaum mehr nutzen, war doch alles in sehr schlechtem baulichem Zustand – zu Beginn der sechziger Jahre wurden Herrschaftshaus und Nebengebäude abgerissen. Was stand näher, als den Platz für ein schönes, grosszügiges Heim zu brauchen? Nicht einmal nach einem Namen brauchten die Verantwortlichen – damals war es noch der «Verein für das Alter Pro Senectute Bern» – zu suchen, der Alexandraweg führt ganz selbstverständlich zum Alexandra-Heim.

Alte Namen, neue Ziele

Auch das Heim hat seit seiner Eröffnung mancherlei Wandlungen erlebt, und das «Heim», das der Stadtrat forderte, wird mehr und mehr zu einem möglichst gemütlichen «Daheim». Nicht mehr die blossе Betreuung steht im Vordergrund, sondern so weit wie möglich die Erhaltung und Förderung der Selbstständigkeit. Das manchmal spöttisch gemeinte Wort «Der Blinde hilft dem Lahmen» wurde ernst genommen, durchdacht und für gut befunden. In jeder intakten Familie funktioniert doch das Prinzip gegenseitiger Hilfe, warum denn nicht in einem Heim?

Die Idee einer Wohngruppe im Heim entstand unter anderem im Zusammenhang mit dem immer grösser werdenden Problem der Bettenbelegung von Mehrbettzimmern. Die Heimleitung suchte nach Lösungen, und nachdem die baulichen Veränderungen respektive Möglichkeiten im groben skizziert waren, entstand unter der Pflegedienstleitung das Projekt einer Wohngruppe. Die Voraussetzungen zur Aufnahme in die Wohngruppe wurden für Interessierte bekanntgegeben, und die acht Bewohnerinnen, die sich entschieden hatten, wurden zusammen mit ihren Angehörigen an einer Zusammenkunft eingehend orientiert. Dem Entschluss, in die Wohnstation überzusiedeln, ging auch für die Bewohnerinnen ein Prozess voraus.

Die Angst «Ja, kann ich denn das noch?» konnte durch die Zusicherung, dass Hilfe immer nahe sei, gedämpft werden. Wer sich gefreut hatte, einmal von früh bis spät bedient zu werden, konnte von der Notwendigkeit, die noch vorhandenen Fähigkeiten zu fördern oder zumindest zu nutzen, zur Einsicht gewonnen werden. Der Erfolg lässt sich sehen:

Die Teilnahmslosigkeit, die so oft in Pflegeabteilungen herrscht, hat gegenseitiger Anteilnahme Platz gemacht. Die Gespräche sindmunterer geworden, das Selbstvertrauen ist gewachsen. Am Mittagstisch – noch wird das Mittagessen in der Heimküche zubereitet – stochern die Leute nicht lustlos in den Tellern herum, nein, sie essen mit Ver-



Im Sommer gibt es genügend Sonnen- und Schattenplätze, und auch auf den Balkonen ist gut sein.

Foto: Alexandra-Krankenheim

gnügen, kritisieren auch, aber nicht vergrämt, sondern im Hinblick auf mögliche Änderungen beim Zubereiten des Abendessens in ihrer Küche. Nach dem Essen verschwinden die Leute nicht sofort in ihren Zimmern, da wird abgeräumt, der Tisch sauber gerieben, die Stoffserviette sorgsam beiseite gelegt, gewischt, kurzum, das Zimmer so verlassen, «wie's de Bruuch isch». Wer nicht mehr gut gehen kann, findet ein sitzendes Ämtli, zum Beispiel die Geschirrwashmaschine auszuräumen, manches abzutrocknen und dabei beim Pfleger, der Pflegerin Sorgen und Sörgeli loszuwerden oder von früher zu erzählen. Zeitungen werden hervorgekramt, eine Handarbeit geholt.

Abwechselnd werden die Einkäufe für Frühstück und Abendessen getätigt, so verliert niemand den Kontakt zur Aussenwelt, alle wissen genau, wie teuer alles geworden ist, möchten sogar dann und wann etwas vom neuen Angebot probieren. Selbstverständlich geht immer eine Begleitperson mit zum täglichen Einkauf. Beim Besprechen des wöchentlichen Menüplanes gibt es natürlich auch Meinungsverschiedenheiten, und das eine oder andere Familienmitglied meint dann, «mir isch das gliich», oder findet den Aufwand zu gross oder zu gering. Halt wie daheim!

Verluste und Sorgen

Der Tod macht nicht halt vor einer Wohngemeinschaft. Schon drei Frauen starben. Der Abschied war immer schwer für die anderen. Sie verloren ein «Familienmitglied». Der Mensch, der von ihnen ging, hinterliess eine Lücke, konnte nicht gleich ersetzt werden. Sie hatten die Sterbenden begleitet, waren nahe gewesen. Die Frage «Bin ich die Nächste?» beschäftigt alle. Die Gewissheit, dass auch sie begleitet würden, beruhigte, gab Trost und Sicherheit, milderte die Angst vor dem Sterben.

Fast schlimmer als das Sterben war das Verschwinden einer Frau. Sie ging, wie so oft, fort, sie hatte ja ein General-

abonnement, das sie nützen wollte. Sie ging – und kam nicht zurück, nicht am Abend, nicht am folgenden Tag. Leider kehrte die vermisste Frau bis heute nicht zurück und konnte trotz intensiver Suche der Angehörigen, der Polizei und des Heims nicht gefunden werden. Die Kriterien, wie schnell die Vermisstmeldung einer Person im TV durchgegeben wird, sind bei Telebärn anders gewichtet als zum Beispiel im DRS. Trixli, die Hauskatze der Wohnstation, wurde gleichentags wie gemeldet ausgestrahlt (sie kehrte von selbst zurück),



Auch sitzend kann gute Arbeit geleistet werden.

Foto: es

während die Vermisstdurchsage der Bewohnerin eine fatale Verzögerung erfuhr. Die anfänglich grosse Aufregung hat sich gelegt, nicht aber die Sorge. Wo ist sie? Wo könnte sie sein? Wohin ist sie denn gefahren. Die Fragen beschäftigen alle. Warum, so fragt sich Vreni Weber immer wieder, kann in so einem Fall die Vermisstmeldung der Polizei, des Fernsehens nicht schneller erfolgen, warum geht alles so zäh, warum kann eine Meldung nicht öfter wiederholt werden, damit sich das Gesicht einprägt? Die Betroffene hofft immer noch auf ihre Rückkehr.

Ein Heim, keine Anstalt

Das Krankenhaus Alexandra hat keine geschlossene Abteilung. Die Ausgänge sind gesichert, aber gerade Alzheimer-Kranke und andere Verwirrte sind sehr

oft geschickt, ja schlau, im Auffinden und Entsichern der Sperren. Bis jetzt konnten alle, die sich verirrt, schnell und heil zurückgebracht werden. Wegen des einen verhängnisvollen Falles möchten weder Vreni Weber noch das Personal viel Vertrauen bei ihren Patienten einbüssen, mühsam Erreichtes wieder in Frage stellen.

Das Heim hat keine unbeschränkten finanziellen Mittel. Manche Veränderung und Verschönerung ist mit minimalen Summen und tüchtigem handwerklichem Einsatz aller im Heim Beschäftigten bewerkstelligt worden: Aus den Vier-Bett-Zimmern gab es Drei-Bett-Zimmer, gab es geschätzte Einzelzimmer; WC und Duschen können dank der vielen Handgriffe von weit mehr Betagten als früher selbständig benützt werden. Es ist heller, lichter und freundlicher geworden dank neuer Bemalung, das wirkt sich wohltuend auf den Gemütszustand der Patienten aus. Ein Vogel, der bald ein «Gspänli» bekommt, eine Katze, ein paar Blumen, das alles schlägt auf der Ausgabenseite kaum zu Buche, die Wirkung lässt sich ebenfalls nicht in Zahlen festhalten, dafür im ganzen Haus spüren. Zu den Wohltaten

gehören auch Kaffee, Brot, Butter und Konfitüre, die jederzeit bereitstehen, falls jemand in der Nacht Hunger hat. Der kleine Korb, gefüllt mit Äpfeln, wird von allen geschätzt, alle dürfen nehmen, die vorbeigehen. Kleine Speise, grosse Freude.

Natürlich bleiben noch viele Wünsche offen. Wenn der Sparstrumpf wieder gefüllt ist, wird Neues in Angriff genommen. Es ist gut, dass immer wieder gespart werden muss, bevor Veränderungen passieren. Die Erfahrung zeigt, dass es immer viel Zeit braucht, bis Neuerungen, und seien sie noch so erfreulich, angenommen und geschätzt werden. Dass sich die Wohnfamilie bereits auf das eigene Mittagessen freut, ist ein grosser Fortschritt und zeigt, dass ein richtiger Weg gewählt wurde. Wer langsam fährt, kommt auch ans Ziel – und erst noch sicherer. ♦